

Am deutschen Wesen...

Autor(en): **Steiner, Dietmar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **81 (1994)**

Heft 9: **In Graz = A Graz = In Graz**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-61601>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am deutschen Wesen...

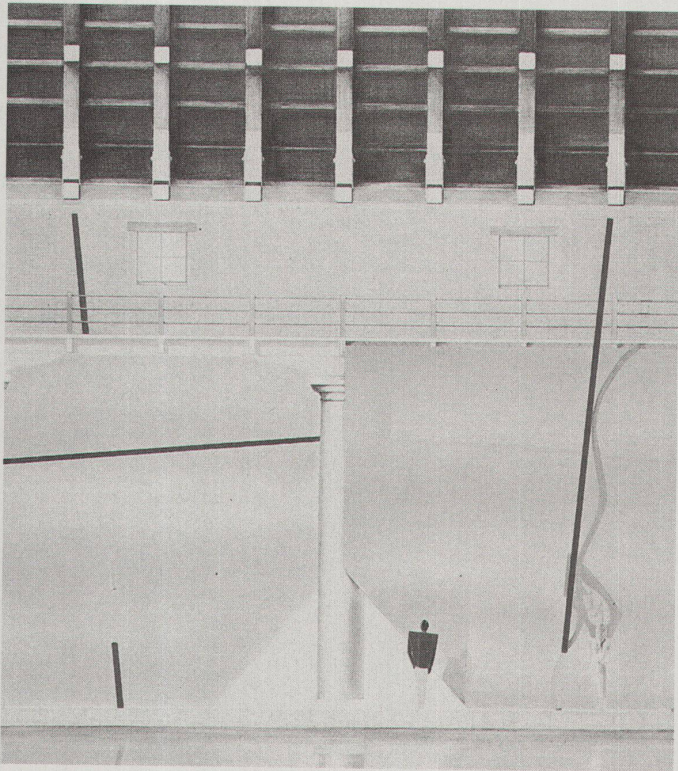
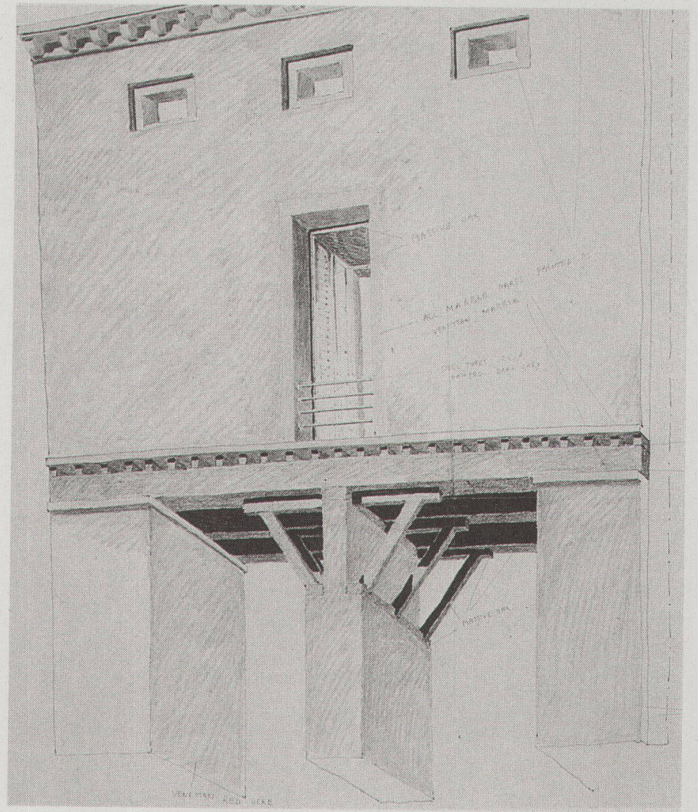
«Werk, Bauen+Wohnen» hat in verschiedenen Essays das Verhältnis von Architektur und Städtebau neu zur Diskussion gestellt (u.a. «Die Provokation des Gestrigen» von Dieter Hoffmann-Axthelm, Esplanade Nr. 5/94; «Diskutieren statt diskreditieren», Entgegnung von Vittorio Magnago Lampugnani, Esplanade 7/8/94). In den Beiträgen der April-Nummer (Thema: Instabiles ordnen?) wurden diese Fragen exemplarisch anhand von Blockrandmustern behandelt, um insbesondere die Wechselwirkungen von Programm, Architektur und Städtebau zu untersuchen. Einen Kommentar dazu hat Hans Kollhoff verfasst (Esplanade Nr. 6/94). Dieser wiederum hat den österreichischen Architekturkritiker Dietmar Steiner dazu veranlasst, den folgenden Beitrag zu publizieren. Weitere Beiträge folgen.

Es gibt wieder eine deutsche Städtebaudebatte. Den zyklischen Kurven der Erregung und Erschöpfung folgend, ist es nun wieder einmal soweit, dass Positionen formuliert und kontrastiert werden. Und ich beneide sie wirklich alle: Hans Kollhoff und Dieter Hoffmann-Axthelm, die sich an Berlin festkrallen, Daniel Libeskind, Wolfgang Pehnt und andere, die eine Nebenfront eröffnen, und Vittorio Magnago-Lampugnani, der die Debatte mit so allgemein verständlicher Breite begann, dass man sich fragen muss, ob wirklich er es war, der den Eröffnungstext im «Spiegel» (Nr. 51/1993) geschrieben hat. Ich beneide die Akteure für die Vehemenz, mit der sie die böse Wirklichkeit gesundbeten und dabei heroischen Akademismus produzieren. Und Vittorio Magnago-Lampugnani bewundere ich ganz besonders, weil es ihm gelungen ist, mit einfachen und schlichten Worten, aber medial sehr überzeugend, die Erregung provoziert zu haben, die nun langsam eine Debatte zu werden beginnt.

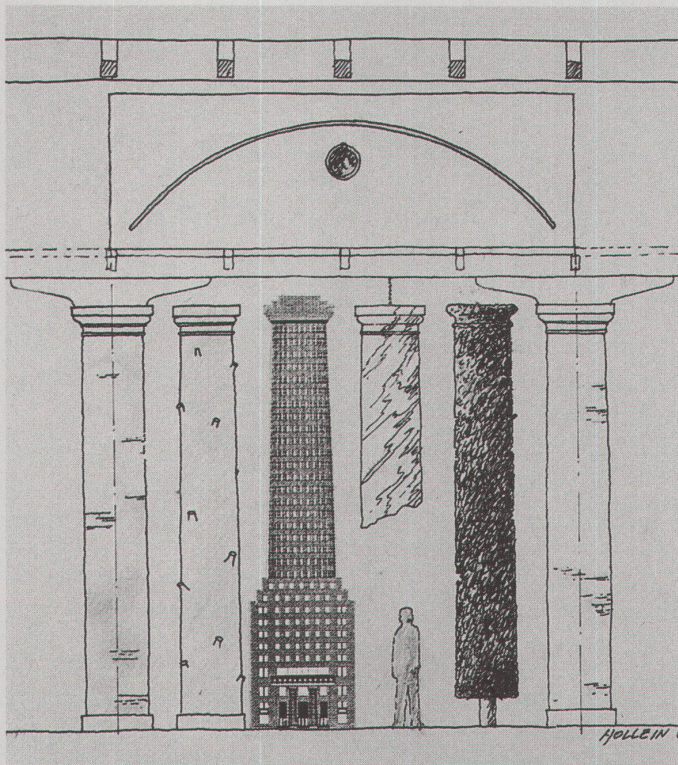
Zuvor betrat die Debatte noch die Niederungen persönlicher Beleidigungen, zehn Jahre alte Wunden brachen wieder auf, erlitten im Grabenkrieg zwischen Altbau- und Neubau-IBA damals in Berlin. Kurz zur Erinnerung: Der Neubau-IBA (Regie: Kleihues) wurde vorgeworfen, nur artifizielle Verkleidungen einer zu «rekonstruierenden Stadt» zu produzieren, der Altbau-IBA (Regie: Hardt-Walter Hämer) wurde vorgeworfen, soziale Biotope zu konservieren, ohne Anspruch auf Gestaltung. Beide Vorwürfe stimmten damals; die logische Konsequenz, die Nachteile beider durch Akzeptanz der Intellektualität und Alltäglichkeit des jeweils anderen Konzepts auszugleichen, wurde nicht gezogen. «Altbau» war links und basisorientiert, «Neubau» war bürgerlich und medienästhetisch. Dass dann bedürftige türkische Familien in Neubau-Objekte einzogen und Altbau-Hausbesetzer in Armani-Jeans ihre bürgerlichen Privilegien verteidigten, störte allenfalls die reine Ideologie.

Diese Berliner IBA-Erbenschaft wirkt nach, weshalb es nicht überrascht, wie sehr die einzelnen Proponenten dieser Debatte ihre jeweils eigene Lebenswirklichkeit als Argument benutzen. Das ist peinlich, zumindest überheblich. «Schreib-Maschine» Dieter Hoffmann-Axthelm ist zutiefst seiner sozialtechnologischen Kreuzberger-Mischung verpflichtet, mit all den Traumata basisgeprägten Alltags aus den späten siebziger Jahren («Die Zeit» Nr. 14/1994). Natürlich beschimpft er deshalb den «Klassenfeind», den weltläufigen alt-grossbürgerlichen Vittorio Magnago-Lampugnani, der mit ästhetischer Überheblichkeit in der Gewissheit architektonisch kompositorischer Kompetenz die formalen Regeln alltäglichen Zusammenlebens postuliert. Und diesem zur Seite wiederum Hans Kollhoff, der sein bürgerliches Berliner Wohnquartier die Veränderung und Bedrängnisse der Zeiten überdauern sieht («Werk, Bauen+Wohnen» Nr. 6/94) und eine stabile urbane Struktur dort vermutet, wo nur Ungleichzeitigkeit die Entwicklung hemmte.

Es scheint, als sei die Frage noch offen.
Strada Novissima, 1980:
Leon Kriers Konvention?



Rem Koolhaas' Modernität?



Diese drei jedenfalls sind grundsätzlich auf einer Linie, ihre gegenseitigen Beschimpfungen sind zumindest befremdlich, ausser man vermutet doch ein Berliner Machtspiel dahinter. Denn die Argumente wirken, als ob es darum ginge, welchem der Akteure ein ratloser und verunsicherter Berliner Senatsbaudirektor sein Gehör zu schenken gedenkt. Womit wir beim eigentlichen Katalysator der deutschen Debatte angelangt wären. Das ist die Stadt Berlin, die ehemals ummauerte synthetische Leere, offen für Experimente, weil man beweisen musste, dass dieser politisch so bedrängte Westteil auch tatsächlich noch existiert. Berlin, das jetzt, nach seiner Öffnung, mit der Bedeutung der neu-alten Hauptstadt «aller Deutschen» beladen wurde und vor diesem Druck in Panik flüchtet.

Die Westdeutschen vor allem haben nach vierzig Jahren Kleinstädtereie das Gefühl dafür, was «Hauptstadt» ist, verloren. Es gab kein «Zentrum», keinen Brennpunkt der Nation. Man lebte in einem Netzwerk von Städten, die untereinander in Konkurrenz standen, ohne einer Stadt die Vorherrschaft über die anderen zu gewähren. Die Deutschen haben mit dem so schön und angenehm alltäglichen «Bundesdorf Bonn» viel Sympathie in der Welt errungen, und stehen jetzt vor dem Problem, der Welt erklären zu müssen, dass Berlin als Hauptstadt nicht den Rückfall in alte Machtansprüche bedeutet. Es gibt sie deshalb, auch uneingestanden: die Furcht der Deutschen vor der neuen Metropole Berlin und die Furcht Berlins vor seiner eigenen neuen Grösse.



Hans Holleins Bricollage?

Eine bedeutungsvolle Metapher: Die gespiegelte Geschichte ist nur eine dünne Haut und doch die Wirklichkeit. Die temporäre (?) Installation der Berliner Schlossfassade.

Zeitgenossenschaft ist machbar. Die Selbstverständlichkeit des Dialogs beim Projekt des neuen Kulturzentrums in Barcelona von Piñón & Viaplana.

Vor dem Hintergrund der grossen Leere Berlins ist es verständlich zu fragen, was das eigentlich ist, was wir heute Stadt nennen, und welchen Modellen wir folgen sollen, wenn wir sie, die Stadt, gestalten können und plötzlich müssen. Die Frage nach der «Struktur der Stadt» ist am Beispiel Berlins auch deshalb interessant, weil Berlin so weit abseits der westeuropäischen Entwicklung und Urbanisierung liegt. Berlin, als neue Hauptstadt, liegt als Insel im Osten wie Warschau, Prag, Wien, Bratislava, Budapest, Ljubljana, Belgrad, Sofia, Bukarest. Man sieht es an der Nennung der Namen dieser Hauptstädte: Es sind mitteleuropäische Metropolen mit grosser Vergangenheit und noch existierenden historischen Strukturen der Substanz und Durchmischung.

Allesamt steinerne Monumente, die den von den Berliner Traditionalisten herbeigebeteten «stabilen Rahmen» noch besitzen. Jener Rahmen der Parzelle, des Blocks, der Durchmischung, der Konvention – der natürlich auch in den grossen Städten Westeuropas noch rudimentär existiert und dort darüber hinwegtäuscht, dass sich das Umland und die Peripherie längst schon als andere Wirklichkeit etabliert haben. Eine Wirklichkeit der zeitgenössischen Bauproduktion und Nutzung, die schleichend die Zentren, die «Herzen der Städte» auch verändert hat.

Nehmen wir deshalb die zwei zentralen Argumente der Berliner Traditionalisten und betrachten wir sie genauer: Das eine ist allgemein und städtebaulich und fordert von der Parzelle, von der Hauseinheit oder vom Block eine gemischte Urbanität unterschiedlicher Funktionen. Das andere Argument ist ortsbezogen und architektonisch und fordert eine strukturelle Stabilität und Gediegenheit des Baus, der als dauerhafter Rahmen von wechselnden Nutzungen überdauern kann.

Auf der städtebaulichen Ebene gibt es die Masseneinheit des Blocks und der Parzelle nicht mehr. Es gibt nur mehr die Masseinheit des «Projekts». Dieses bemisst sich



Ein starkes Bekenntnis des Minimalismus. Neue Nutzungen erfordern neue Gehäuse im öffentlichen Raum oder: es muss nicht immer Schinkel sein.



Neue Urbanität ist auch als Zentrum zunächst leerer Raum mit neuen Nutzungen und parasitären Strategien der Aneignung. Neues Geschäftszentrum in Madrid.

an der zufällig verfügbaren Grösse für eine konkrete städtebauliche Intervention, bedrängt jeweils von unterschiedlichen Interessen und Verfügbarkeiten. Kann sich dennoch die Stadt, als Kommune, als gesellschaftliches Instrument, wieder auf allgemein verbindliche Regeln festlegen? Die typische Hauseinheit? Die Traufenhöhe? Oder einen «Blockvertrag»? – Das ist gesellschaftlich so artifiziell, als würde man zugunsten bürgerlicher Bildung das Fernsehen abschaffen wollen. Wenn der böse Investor in das legistische Korsett genommen wird, verwandelt er sich nicht automatisch in einen guten Bauherrn. Stadtplanung heute ist vielmehr davon abhängig, Regelungen und Verbindlichkeiten von Fall zu Fall, von Projekt zu Projekt auszuhandeln. Es gibt, zumindest in der Realität, keine andere als die «situationistische Perspektive». Immer wieder tauchen ungeahnte Interessengruppen auf, bilden sich Bürgerinitiativen dafür und gleichzeitig dagegen, werden Umweltargumente gegen Modernitätsbekenntnisse ins Treffen geführt. Medienkampagnen starten ebenso plötzlich, wie sie wieder enden. Es gibt dafür keine Regeln, keine Gesetzmässigkeiten mehr. Keine städtebauliche Regel und natürlich noch weniger eine harmonisierende Form kann die in Subkulturen zersplitterte gesellschaftliche Dispersion zusammenfügen. Warum also nicht die schöne und produktive Herausforderung annehmen, dem heterogenen und insularen Dasein die jeweils adäquate Struktur anzubieten?

Gegenüber der obsoleten städtebaulichen Harmoniestrategie hat natürlich das zweite, das architektonische Argument mit der Forderung nach «stabilen Gebäuden» schon eine gewisse Faszination und Berechtigung. Tatsächlich wissen wir, zumindest seit ('tschuldigung) «Blade Runner», dass die dauerhafte Tektonik stabiler Gebäude jede visionäre technologische Nutzung aufnehmen kann. Dagegen orteten vor nicht einmal zehn Jahren die Immobilienspezialisten einen enormen Bedarf an neuen Bürogebäuden, weil die bisherigen dem immensen Installationsbedarf der Computertechnologie (Kabelkanäle versus Raumhöhen) nicht gewachsen schienen. Niemand hob den Zeigefinger und gab zu bedenken, dass sich wohl die Technologie von Computern und Telekommunikation schneller entwickelt als die Technologie von Gebäuden, und wohl auch damit zu rechnen hat, dass trotz Neubau der Grossteil der technologischen Investitionen in alten bestehenden Gebäuden wird stattfinden müssen.

Soll aber deshalb die Architektur des Hauses sich abkoppeln von der Entwicklung der Technologie? Sie kann es gar nicht. So verlangt auf der positiven Seite der

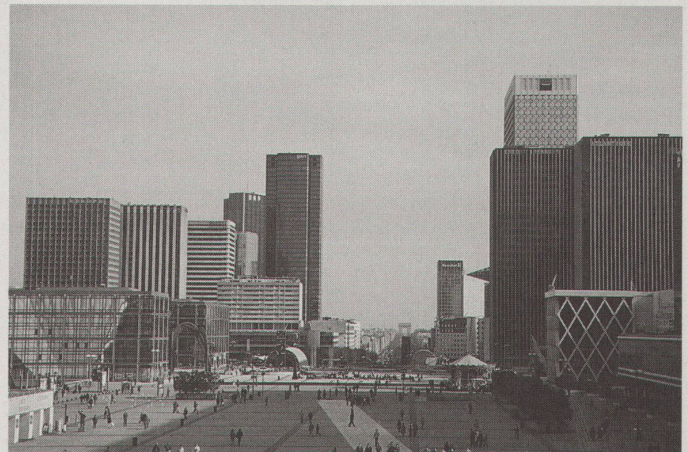
Entwicklung die Schonung von Ressourcen einen auch bautechnisch innovativen Umgang mit Klima und Energie. So verlangt auf der negativen Seite die überbordende und absurde Überschwemmung des Baumarktes mit immer neuen Produkten und Detaillösungen eine «architektonische Reinheit», die in der Realität kaum mehr zu überwachen oder gar durchzusetzen ist. Dabei ist es naiv und bodenlos ästhetisch, Worte wie Stein gegen Glas zu setzen (angesichts von hauchdünnen Steinplatten, geklebt auf einen Metallwabenkern, mit integrierter Wärmedämmung, als Systemlösung auf einen Fassadenrahmen gesteckt...).

Kollhoff und Magnago-Lampugnani haben recht. Nichts ist teurer, anspruchsvoller und schwerer realisierbar als die gediegene, einfache Lösung. Und natürlich wäre die zeitgemässe architektonische Herausforderung jene, neue technologische Standards auf der Höhe der Zeit zu entwickeln. Die Bauindustrie produziert bewusstlos vor sich hin. Hier ist Innovation gefragt. Das energetisch und technologisch optimierte Bürohaus, das kostengünstige Wohnhaus? Wer beschäftigt sich mit Gesamtenergiebilanzen eines Hauses, mit der Einsparung von Stoffströmen und Ressourcen beim Bauen, mit Produktionslogistik und Recycling? Wo sind diese innovativen Ansätze zu finden? Jedenfalls nicht bei den Berliner Ästheten des einfachen Bauens. Die kultivieren ihren Sarnamen genauso wie die originellen Dekonstruktivisten. Und es gehört überhaupt kein Mut dazu, sich zu einer einfachen, aber magisch rituellen Lochfassade zu bekennen und diese dann als Gegensatz zu einer poetischen Sprachforschung von Libeskind zu postulieren. Im massenmedialen Starbetrieb der Architektur zählt allein der «Name», nicht das Produkt.

Und wer ein wenig nur das geschützte Feld des innerarchitektonischen Diskurses (Medien, Symposion, Ausstellungen) verlässt, und mit der Wirklichkeit des Alltags in Berührung kommt, der weiss, dass entgegen post-



Es stimmt ganz einfach nicht, dass neue Stadtzentren unwirtlich, abweisend und leer sind. Der leere Raum wird in Besitz genommen – in La Défense, am neuen Hafengebiet in Barcelona, und auch im Münchner Arabellapark

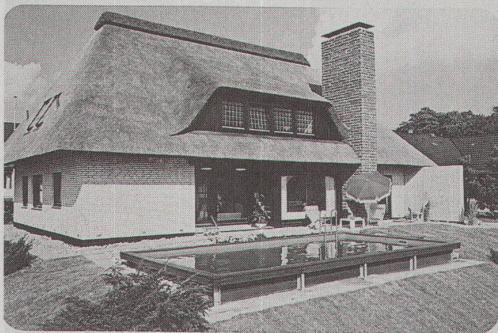


Neue Urbanität in «Big Buildings» ist eine Verbesserung gegenüber dem tristen Horror vacui innerstädtischer «Fuzos». Beispiel Media-Park in Köln.

Die Wahrheit der kollektiven Identität formuliert sich mit restriktiven Formen. Die Konvention der Schönheit hat ihren eigenen Markt.

Landhaus

Wohnfläche von 185 bis 430 qm



Hier verbindet sich überlieferte Tradition mit den Erkenntnissen und Möglichkeiten der Bautechnik unserer Zeit; das ist das Landhaus mit Reeteindeckung!

Das Schieferdach – die Alternative zur Reeteindeckung. Hier entscheidet der persönliche Geschmack.

moderner Beliebigkeit und individueller architektonisch-künstlerischer Manifestation eine sehr geschlossene allgemeine Konvention des Bauens herrscht. Tagtäglich werden sie gefordert, von den Behörden und vom Common sense der Gemeinden, die «anständigen, traditionsfähigen Häuser» (VML). Sie sehen nur dann anders aus, wenn sie von der Avantgarde des «Einfachen» vorgestellt sind. Nicht die Architekten liefern «Bilder», die Bürger wollen sie, die Bilder des ortsüblich angepassten Bauens.

Man sollte sie wirklich beenden, diese Berliner Debatte. Hoffmann-Axthelms esoterischer Entwurf des Blockvertrags ist im von ihm so bezeichneten «legendären grünen Suhrkamp-Bändchen», in der Walhalla bundesdeutscher Aufklärung, gut aufgehoben. Vittorio Magnago-Lampugnani soll weiterhin mit römischer Überlegenheit die Erbärmlichkeit bundesdeutscher Alltagskultur geisseln. Hans Kollhoff, auf jeden Fall einer der besten deutschen Architekten, soll weiterhin von seiner alten Wohnumgebung schwärmen und dem Traum huldigen, dass es heute noch Handwerker gibt, die keiner architektonischen Anleitung bedürfen (lässt man, wie einstmal Loos ideologisch essayistisch formulierte, einem Sattlermeister freie Hand, dann wird er heute originelle dekonstruktivistische Sättel produzieren).

Man sollte sie wirklich beginnen, die europäische Debatte über die europäische Stadt. Der Städtebau, wird Rem Koolhaas nicht müde zu behaupten, wurde von der Architektur geraubt und vernichtet. Der Städtebau ist für den offenen, den leeren Raum zuständig, die Architektur für die Elemente und Objekte der Füllung. Dennoch haben immer die Architekten die Ideologie des Städtebaus dieses Jahrhunderts formuliert. Die Planer selbst, die Behörden, haben diese Ideen in Gesetze und Regeln gegossen. Mehr denn je, das zeigt auch der bisherige Verlauf der «deutschen Debatte», sind die angeblich so ohnmächtigen Architekten aufgerufen, mit der ihnen zugeschriebenen gesellschaftlichen Kompetenz die eigentlichen Probleme der europäischen Stadt zu benennen und Lösungen anzubieten.

Ästhetische Vorlieben, wie «steinerner Einfachheit», «dekonstruktivistisches Chaos», «ästhetischer Minimalismus», «postmoderner Traditionalismus», «archaischer

Fundamentalismus» oder «marktfähige Originalität» – sie alle sind künstlerische Spielarten, die sich über grundsätzliche Fragen der Verantwortung hinwegschwindeln. Die, laut Kollhoff, «blinden Kritiker» verlangen von den Architekten heute Antworten auf Desurbanisierung und Wohnmodelle im Umland, auf die Touristisierung und den Nutzungsaustausch im Zentrum, auf die neuen Bedingungen der Produktion von Architektur, auf mediales Starsystem und die restriktive Konvention der Provinz, auf die globale Verantwortung für Ressourcen und Energie und auf die neuen Fragen und sozialen Konsequenzen der Computer- und Kommunikationstechnologie.

Wir, die «blinden Kritiker», in Geiselhaft genommen von unseren Vordenkern, den Urbanisten und Architekten, erlauben uns anzumerken, dass eine urbane europäische Wirklichkeit existiert, die apokalyptische Visionen einer «Zitadellenkultur» mit ständigem Bandenkrieg als greifbare tagtägliche Wirklichkeit abbildet. Wir warten auf architektonische Antworten, die sich vom ästhetischen Glasperlenspiel herabbewegen auf die Ebene der tatsächlichen sozialen, urbanen und ökologischen Konflikte. *D.St.*



Jeder hat ein Bild von alpinen Touristkdörfern. Wir sollten uns fragen, warum es der Tourismusindustrie gelingt, so deutlich von der Wahrheit abzulenken. Es sind ideologische Argumente: Das Bauerndorf, die europäische Stadt, der Block, die Parzelle, die Traufenhöhe.